

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 77. Bromberg, den 22. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von **Otto Hoecker.**

Floyd fuhr auf und maß sie mit so finsterem Blicke, daß sie unwillkürlich verstummte.

„Ich stecke manches von dir ein, Bessie, aber du tust besser, dich nicht um meine Angelegenheiten zu kümmern", sagte er barsch. „Mir ist Kate Lou gut genug und ich lasse sie um keinen Preis — — also mache dir um mich keine Sorgen. Ich bin alt genug, um für mich und mein Tun einzustehen und muß ich zwischen Euch hier oben und meinem Mädchen wählen, so besinne ich mich nicht lange!"

Die Herzensangst in ihr sprach nun unverhüllt aus ihren totenbleichen Zügen. Händeringend trat sie vor ihn hin.

„Aber sie spielt doch nur mit dir!" stammelte sie weinend. „Sie selbst hat letzten Herbst einem jeden, der es hören wollte, gesagt, daß sie die Stelle bei der Kontraktorsfamilie nur angenommen habe, um in die Stadt zu gelangen und sich dort einen Mann zu angeln. Und auch sonst!" Sie schüttelte sich wie angewidert. „Ah, du bist doch sonst so vernünftig, Floyd! Daß dich deine Leidenschaft so verblenden kann. Unser armer Bob war eines Tages selbst dabei, wie in einer Wirtschaft unten sich einer der Tunnelbauer öffentlich ihrer Gunst rühmte und sich vermaß, dir übel mitzuspielen, falls du ihm bei ihr nochmals ins Gehege kämest!"

„Goliath!" Geringschätzig zuckte Floyd die Achsel. „Der Bursche ist ein Großsprecher, und ich stopfe ihm demnächst den Mund. Nein, Bessie, ich kenne Kate Lou besser: sie hat ein goldenes Herz und wird mein Weib, so gewiß ich lebend vor dir stehe, und müßte ich sie mit diesen meinen Händen vor den Altar schleppen."

Floyd lächelte matt. „Aber dahin kommt es nicht. Kate Lou weiß, daß ich mit mir nicht spielen lasse, und das zu wagen fällt ihr nicht ein. Zugegeben, sie hat Launen und Grillen — die will ich ihr im Ehestand schon abgewöhnen. Aber wir haben uns rechtschaffen lieb, das ist die Hauptsache, und es lebt kein Mensch, der trennend zwischen uns treten könnte. Und nun nimm es nicht übel, wenn ich mich verabschiede," brach er mit einem tiefen Atemzuge ab. „Ich muß fort!"

Die hellen Tränen standen ihr in den Augen, als er ihre Rechte mit flüchtigem Drucke faßte und sie sofort wieder freigab.

„Ach, könnte ich doch das rechte Wort finden, um dich aus deiner Verblendung zu erwecken!" sagte sie tonlos. „Du willst durchaus in dein Unglück rennen . . . behüt dich Gott, Floyd, ich kann nichts anderes tun, als bitten, daß alles sich zum Guten wendet!"

Er gab keine Antwort mehr. Unter der Tür nickte er ihr nochmals zu. Dann ging er mit langen Schritten, sich aus der Weidekoppel ein Pferd zu fangen und zum Hinunterritt zu satteln.

Zehntes Kapitel.

Kontraktor Martin fuhr Floyd am nächsten Morgen sehr ungnädig an, als der ihm die Bitte vortrug, ihn von der Einfahrt an diesem Tage zu entbinden und die eine Schicht feiern zu lassen.

„Großartig! Ist das Männerarbeit oder eine Kleinkinderschule?" ereiferte er sich. „Goliath hat bereits abgelegt, und nun kommt auch der Musjeh. Na ja, ich weiß, der Bruder ist verunglückt", milderte er seine Stimme, „aber da wir zum Begräbnis ohnehin eine halbe Schicht aussetzen müssen, denn natürlich gibt das Lager ihm ein vollzähliges Trauergeleit, könnte es damit genug sein. Wann beginnt Eure Schicht? Heute nachmittag halb vier? Dann wird pünktlich angetreten! Drillbohrer brauche ich zum Arbeiten und nicht zum — Blaumachen!"

Derartig abgewiesen, hätte Floyd sein Lager aufsuchen und den versäumten Schlaf nachholen müssen. Aber er dachte nicht daran, nahm ein Bad, kleidete sich sonntäglich und ging mit Riesenschritten davon. Er hätte nicht wieder unter Tag fahren können, bevor er nicht mit Kate Lou gesprochen hatte.

In fieberhafter Erwartung lenkte er seine Schritte der Siedlung zu. Er sah blaß und mitgenommen aus und die Enttäuschung hatte seine Wangen noch mehr entfärbt. Dick Foxey war schon vor ihm aufgebrochen und in den Sonntagskleidern davonstolziert. Eine kaum niederzuzwingende Wut erfüllte ihn bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß der verhaßte Rival sich jetzt in Gesellschaft des Mädchens befinde und ihm den Sinn betöre.

Erleichtert atmete er auf, als er bei einer Wegbiegung plötzlich Kate Lou erblickte. Sie kam von der Siedlung, war erstaunlich elegant gekleidet und trug Handschuhe und einen mächtigen, hochgetürmten Federhut.

Als sie ihn wahrnahm, kam sie auf ihn zu, ohne irgendwelche Hast in ihren Bewegungen zu zeigen. Genau so wie bei ihrer letzten Begegnung im verflossenen Herbst gab sie sich den Anschein, als sei überhaupt nichts von Belang zwischen ihnen vorgefallen. Mit unbefangenem Lächeln reichte sie dem mit verräterisch rotem Kopf vor sie Hintretenden die Hand.

„Da bin ich wieder — schon seit fünf Tagen bin ich wieder hier," meinte sie wohlgemut. „Du hast Unglück in der Familie gehabt. Ja, es ist schrecklich, wie schnell das zuweilen geht. Du siehst recht bleich und angegriffen aus, Floyd, tust mir aufrichtig leid. Aber was ist dagegen zu machen! Da muß man still halten! . . . Hast du dir meinetwegen freigeben lassen?" änderte sie dann das Gesprächsthema. „Nein? Der Kontraktor will es nicht? Schon in einer Stunde mußt du wieder einfahren? Wie schade! Aber da du doch einmal da bist — ich bin überhaupt nur wieder hierher gekommen, um mich mit dir auszusprechen, Floyd. Eigentlich verdienst du es ja nicht, aber gegen sein eigenes Herz kann man nicht ankämpfen," schloß sie mit einem Blicke, der ihm den Atem verschlug.

Aber ihre selige Frühlingsstimmung verflog plötzlich und auch seine Stirn runzelte sich und seine Augen schossen dräuende Blitze, als sie aus der Niederung zwei Männer auftauchen und eilig auf sie zukommen sahen, in denen sie Kate Lous Vater und Goliath erkannten.

„Schon seit einer Stunde ist er hinter mir her!" stammelte das Mädchen. „Ich begreife meinen Vater nicht — — ich habe es ihm doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß ich von dem Menschen nichts wissen mag!"

„Er soll sich hüten! Wenn er sich untersteht, dich zu belästigen."

Beschwichtigend legte sie ihm die Hand auf den Arm.

„Du kümmerst dich gar nicht um ihn. Fingest du Streit mit ihm an, so hieße das nur Öl ins Feuer gießen!" raunte sie ihm zu. „Mit Mister Goliath werde ich ganz allein fertig!"

Als der Hüne nun mit Riesenschritten, beide Hände zur Begrüßung weit ausgestreckt, herangeeilt kam, blickte sie ihn

so fremd an, als könnte sie sich auf seine Existenz nur noch dunkel besinnen.

Dann nickte sie ihm mit der Herablassung einer Königin zu, ohne die ihr noch immer entgegengestreckten Hände einer Beachtung zu würdigen, und wandte sich an ihren inzwischen gleichfalls herangekommenen, heftig schnaufenden Vater. Der kam aus dem Gesichterschneiden nicht heraus, versuchte er doch gleichzeitig Floyd hohnvoll und Dick Foxey ermutigend zuzulächeln.

„Potz Wetter, Mädchen," brummte er, „was fällt dir ein. Läßt uns eine geschlagene Stunde kreuz und quer hinter dir herrennen . . . Ich habe dir doch gesagt, daß Dick Foxey etwas Wichtiges mit dir zu besprechen hat. Natürlich, für Mister Custer hast du eher Zeit." Er schnitt in Floyds Richtung wieder eine Grimasse. „Du willst ihm wohl dein Beileid wegen des Familienverlustes ausdrücken?"

„Wollt Ihr Euch nicht lieber um Eure eigenen Angelegenheiten kümmern, Wilson?" unterbrach Floyd ihn zürnend. „Meinen armen Bruder laßt aus dem Spiel und —"

„Schweig doch!" unterbrach ihn Kate Lou ungeduldig und wandte sich wieder an ihren Vater. „Natürlich habe ich für Floyd Zeit, weil ich nämlich mit ihm etwas zu besprechen habe, was mir viel wichtiger und interessanter ist als die eiligen Mitteilungen deines Freundes." Sie machte vor Goliath, der verärgert dastand und wie ein gereizter Bullenbeißer aussah, einen spöttischen Knix. „Und da kein Dritter zu hören braucht, was ich mit Floyd zu besprechen habe, so muß ich dich schon bitten, mit Mr. Foxey vorauszugehen."

Damit hängte sie sich an Floyds Arm, und als dieser an seinem Körper die Wärme ihrer weichen Glieder spürte, überkam ihn die Empfindung, als umfinge ihn ein Traum. Da Kate Lou absichtlich langsam ging, blieb ihrem Vater und Goliath nichts übrig, als schneller voranzuschreiten, denn immer wieder blieb das Mädchen stehen, sobald sie in Hörweite zu kommen schienen.

„Aufdringlicher Mensch!" schmähte sie und machte hinter Goliath eine lange Nase. „Er möchte mich gern mit seiner werten Person beglücken. Aber ich danke für die Ehre — — und wenn er mir gleich ein Haus in der Stadt kauft. Was sich so ein Mann eigentlich einbildet. Er müßte doch nachgerade herausgefunden haben, wieviel ich mir aus seiner Kurschneiderei mache!"

Mit einem glücklichen Lächeln schaute Floyd sie von der Seite an und drückte beseligt ihren Arm an sich.

„Seither hatte ich Goliath auf dem Strich, weil du ihm immer so freundlich ins Gesicht warst. Nun kann er mir beinahe leid tun!"

„Ich mag ihn nicht — er ist roh und eingebildet!" sagte sie kurz.

Als sie wahrnahm, daß ihr Vater und sein Begleiter nicht mehr zu sehen waren, ließ sie plötzlich Floyds Arm los und entfernte sich etwas von ihm.

„Laß nur, es geht sich besser so. Ich wollte auch nur den lästigen Menschen loswerden. Schließlich stehen auch wir beide nicht so miteinander, daß wir Arm in Arm gehen sollten."

Das klang förmlich und gemessen und ihren Worten entsprach ihr Mienenspiel. Es hatte plötzlich viel von seiner Heiterkeit verloren.

Ganz verdutzt schaute Floyd sie wieder von der Seite an. Er war bei Kate Lou an Überraschungen gewöhnt, dieser schroffe Übergang aber ängstigte ihn. Warum behandelte sie ihn wieder so launenhaft? War sie genau so zurückgekehrt, wie sie gegangen war?

„Ja, ich bin die Monate über in Chicago gewesen und weiß nun, wie es in der Welt draußen zugeht," begann sie leichthin. „Kontraktor Martin schickte mich mit seiner Familie dahin, ich half im Haushalt. Aber das war mehr Spielerei. Ich hatte den halben Tag und die Abende ganz für mich und der junge Martin, — ah, bilde dir nur nichts vorschnell ein!" unterbrach sie sich, hell auflachend, als sie seine gequälte Miene wahrnahm. „Wie kann man nur so eifersüchtig sein?" Wieder lachte sie. „Tom Martin ist verlobt; seine Braut machte mir zuerst genau so finstere Augen wie ein gewisser jemand, bis ich sie von dessen Existenz unterrichtete."

Floyd atmete erleichtert auf. „Jedenfalls bin ich froh, daß du wieder daheim bist!"

„Nur zu Besuch." Eine Weile schlenderte sie schweigsam neben ihm hin und studierte mit heimlichem Lächeln sein wieder unruhig gewordenes Gesicht.

„Wie trostlos hier alles aussieht — — in Chicago sieht man überall Blumen in den Schaufenstern," meinte sie plötzlich. „Ah, dort war es überhaupt himmlisch. Wahrhaftig, an den prachtvollen Schauläden und Kaufhäusern konnte ich mich einfach nicht satt sehen. Daß ich dir's gleich sage, Floyd, ich bin nur auf einen Sprung hergekommen, um zwischen uns Klarheit zu schaffen. Diesmal aber endgültig!"

Jedes ihrer Worte hatte ihm einen Stich ins Herz versetzt. Die Freude des ersten Wiedersehens war spurlos aus seiner Seele verflogen.

„Warum bist du dann überhaupt zurückgekommen?" fragte er nach einer Weile drückenden Stillschweigens grollend. „Etwa um dein altes Spiel mit mir zu erneuern? Schon einmal hast du mich stehen lassen und bist auf und davon gegangen, nur weil ich mich durch deine Launen nicht sehenden Auges ins Unglück stürzen lassen wollte."

Unter seinen Worten duckte sie sich und wurde zornesrot.

„Ich bin zurückgekommen, weil ich mir einbildete, die Sehnsucht nach mir würde dich inzwischen vernünftig gemacht haben," begehrte sie auf. „Aber dir ist wohl keine Vernunft beizubringen. Ich begreife nicht, wie man sein Herz an eine so trostlose Wüstenei hängen kann! Du könntest in der Stadt ein Herrenleben führen — — und begnügst dich mit einem Maulwurfsdasein!"

Mit kurzem Ruck blieb Floyd stehen, faßte sie beim Arm und zwang sie, an seiner Seite zu bleiben.

„Kate Lou," stieß er rauh hervor, „du hast recht, es muß zwischen uns klar werden. Ich leide nicht, daß du mit meinem Herzen dein grausames Spiel treibst. Das sag' ich dir: freigeben tue ich dich nicht! Du bist und bleibst mein — — aber ich will dein Mann sein, nicht der Knecht deiner Launen! Das merke dir!"

„Davon spricht kein Mensch, daß du zum Knecht durch mich werden sollst!" sprudelte sie geärgert heraus. „Im Gegenteil, hier bist du der Knecht deiner vielgeliebten Heimatsscholle — — in der Stadt aber könntest du den Herrn spielen. Wenn dort einer Geld hat, braucht er sich um nichts zu sorgen. Was kümmert es ihn, ob die Sonne scheint oder der Hagel die Frucht auf dem Halm zerschlägt . . . aber du hast nur Angst, daß man dich in der Stadt nicht vollnimmt und sich über dich lustig macht!"

„Mag sein, daß eine Angst in mir lebt — — die nämlich, dich an die Stadt verlieren zu müssen," antwortete er, durch ihr spöttisches Lächeln aufgebracht. „Aber das gehört alles nicht hierher! Wir sind Liebesleute und müssen uns ineinander schicken. Und da sage ich dir, daß ich nur mit einem Mädchen glücklich werden kann, das nichts nach der Welt und ihrer Lust, um so mehr aber nach mir und meinem Glücke fragt!"

Verräterisch wechselte sie die Farbe und starrte ihn mit großen Augen an.

„Soll das heißen, daß — — daß du mir den Abschied gibst, wenn ich mich nicht von dir kommandieren lasse?" stieß sie erregt heraus.

Unter seinen glutheißen Blicken verstummte sie. „Mädchen, du weißt am besten, daß wir nie mehr von einander lassen können — — und ich möchte dir auch nicht raten, ein falsches Spiel gegen mich zu versuchen, denn dann — — Ah, davon spricht man lieber nicht." Einen Moment stand er schweratmend und rang nach Fassung. „Ich habe nur noch dich auf der Welt — und ich lasse bis zu meinem letzten Atemzuge nicht von dir!" Leidenschaftlich riß er sie in seine Arme. „Hast du mich denn gar nicht lieb, daß du mich so quälst? Komm, sei vernünftig, Kate Lou. Laß uns erst Boden unter den Füßen gewinnen, etwas hinter uns gebracht haben, dann kannst du deinen Stadthunger immer noch befriedigen. Da fahren wir eines Tages dahin oder dorthin und du siehst dich nach Herzenslust satt. Es wird ohnehin hier ganz anders werden, wenn die Eisenbahn erst einmal gebaut ist. So sprich doch!" mahnte er mit vor Erregung tonloser Stimme, als sie noch immer schwieg.

Sie stand in innerem Kampfe. Aus weit geöffneten Augen starrte sie ihn an. Furcht sprach aus ihren bleich gewordenen Mienen. Wie schon früher, entsetzte sie sich auch heute wieder vor seiner ihrem Empfinden unverständlichen und ihr unheimlichen Leidenschaft.

„Ich habe dich gewiß lieb", kam es leise von ihren Lippen, „aber kannst du dich nicht mit der Stadt und dem Leben dort befreunden, so komme ich aus der Sehnsucht nicht heraus. Hier ist mir jeder Tag verhaßt", erwärmte sie sich dann an ihren eigenen Worten, „hier hat man von seinem Leben nichts und — ich bin noch so jung! Nun ich mit eigenen Augen gesehen habe, wie glücklich die Leute in der Stadt leben, könnte ich hier draußen nicht mehr glücklich werden. — — Und ich will es auch gar nicht!" schrie sie in wieder erwachendem Trotze laut hinaus. „Und ehe du mich hier hältst, mache lieber ein Ende mit Schrecken und schaffe mich aus der Welt! Aber plagen lasse ich mich auch von dir nicht. Komm mit mir in die Stadt und werde glücklich oder — — tu, was du nicht lassen kannst!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Millionenerbin.

Skizze von Franziska Frankel.

Es hatte sich rasch im Warenhaus herumgesprochen: Käthe Kühle hat eine Erbschaft gemacht. Man zischelte von einer Million, sehr phantasiebegabte redeten sogar von mehreren Millionen. Käthe Kühles Vater war vor nahezu zwei Jahrzehnten nach Argentinien ausgewandert. Heimlich bei Nacht und Nebel hatte er sich davon gemacht, ohne seine Familie in seine Absichten einzuweihen. Aber dann, nahe vorm Tode, erinnerte er sich der Frau und der beiden Kinder in Deutschland. Er hatte großes Glück bei Spekulationen, nachdem er sich eine Anzahl von Jahren bitter und schlecht durch argentinische Städte hindurchgearbeitet, wie er es bitterer und schlechter auch in der Heimat nicht gehabt hätte. Dann aber war es ihm doch auf eine Weise, über die in Deutschland nichts Näheres zu erfahren war, gelungen, das Glück zu erfassen. Und wie es so ist: Geld kam zu Geld. Was den Kühles, Mutter und Tochter — der Sohn war inzwischen an einer Lungenkrankheit verstorben —, heute in den Schoß fiel, war eine märchenhafte Summe, auszahlbar, sobald drüben der Verkauf der ausgedehnten Ländereien sowie alle geschäftlichen und gerichtlichen Formalitäten erledigt waren.

Käthe Kühle, in der Abteilung für seidene Bänder und Spitzen eines Warenhauses angestellt, war bisher eine wenig beachtete, alltägliche Erscheinung gewesen. Eine Durchschnittsgestalt! Auffallend war nur das prächtige, strahlende Blond des Haares, das leuchtend abstach von den schwarzen Kleidern, die Käthe Kühle im Dienste trug, und das selbst die unschönen Spuren einiger Blatternarben im Antlitz der Kleinen vergessen machte.

Man hatte sie kaum beachtet. In dem großen Bienenkorb des Warenhauses, in der heißen, dunstigen Luft, im Trubel und Gedränge hatte sie ihre Arbeit getan genau wie die andern Arbeitsbienen. Sie kam und ging, ohne daß man sich um sie kümmerte. Nun aber, da das Gerücht der Millionenerbschaft noch goldener um sie strahlte als ihr blondes Haar, änderte sich alles. Von der Peripherie des Kreises, an der sie gestanden, wurde sie plötzlich in den Mittelpunkt gerückt. Es gab keine noch so geschmacklose Schmeichelei, die man ihr nicht entgegenbrachte. Sie geriet in Bestürzung und Verwirrung über alle die süßen Reden, die ihrer kleinen, auf einmal so wichtigen Person galten. Kolleginnen und Kollegen buhlten um ihre Freundschaft, um ihr Vertrauen. Ihr Verkaufsstand war umlagert von Kunden; denn jeder wollte sehen, wie die künftige Millionenerbin einen Meter Seidenband abmaß oder den Preis für eine Klöppelspitze ins Scheckbuch schrieb. Leute, die sie kaum gesehen, taten vertraut, gaben Ratschläge, wie sie am besten und sichersten ihre Gelder anlegen könnte, und erboten sich, sie mit starkem Arm vor den Ränken und Tücken der neidischen Mitwelt zu schützen.

Briefe mit Heiratsanträgen kamen geflattert. Briefe, die um ein Darlehen bettelten, obwohl die Erbschaft noch gar nicht ausgezahlt war. Briefe, in denen sie ermahnt wurde, ihre Seele nicht im schnöden Mammon erstarren zu lassen; denn die Seele sei ewig und das Gold ein Blendwerk des Teufels.

Käthe kündigte ihre Stellung im Warenhaus, als sich ihretwegen zwei Kollegen vor Neid und Eifersucht geschlagen hatten. Sie wagte es kaum, aus dem Hause zu gehen, aus Angst, den lauernden Menschen in den gierigen Rachen zu laufen.

Ach, wie glücklich war sie vorher gewesen. Jetzt sah sie es erst ein! Sie beneidete die ungekannte Käthe Kühle im schwarzen Dienstkleid, die sie vorher gewesen und die unbeachtet ihr bescheidenes Leben hatte leben dürfen. Sie war schon krank von all den Aufregungen, Briefen, Besuchen und Zudringlichkeiten, die auf sie einstürmten. Sie verabscheute die Männer, die sie erst begehrten, seit der argentinische Goldstrom in Sicht war.

Schließlich aber erkannte sie, das Absperren und Sichverkriechen machte sie noch kränker. Sie mußte Abwechselung haben, wenn sich in ihr nicht der Gedanke festsetzen solle, die Welt bestände aus Irrsinnigen, und sie selbst sei nahe daran, eine Irre zu werden. Sie begann, spät abends, wenn es auf den Straßen dunkel geworden war, mit ihrer Jugendfreundin Mimi in die Ballokale der Vorstädte zu gehen. Mimi war ebenso groß wie sie und hatte auch blondes Haar, wenn es auch nicht so strahlend blond war wie das ihre. Sie beschwor die Freundin, mit ihr die Rollen zu tauschen und, wenn jemand von der Millionenerbin spräche und in ihr die Millionenerbin erkennen wolle, anzugeben, sie, die Freundin sei Käthe Kühle. Mimi lachte. Dies wollte sie gern tun. Sie fand es nett, ein wenig zu prahlen, und war gierig nach den Huldigungen und Schmeicheleien, die Käthe elend machten.

Auf diesen Bällen lernten sie einen jungen Menschen kennen, Klaus Hans Roemer war sein Name. Er war, wie er den Mädchen erzählte, Botaniker, studierte am naturwissenschaftlichen Institut und hoffte, später eine Staatsstellung zu bekommen. Er tanzte nicht gern. Er wartete, bis die Freundinnen von einem Rundtanz zurückkamen, und plauderte dann vor allem mit Käthe.

Käthe faßte eine Zuneigung für den hübschen, stillen Menschen. Aber die Angst saß in ihr, er möchte sie als die Millionenerbin erkennen und die Neigung, die er immer deutlicher aus seinen Augen sprechen ließ, hätte den trüben Untergrund der Gier nach ihrem Geld. Aber so geschickte und verfängliche Fragen sie auch tat, Roemer blieb ganz unbefangen und sah sie heiter und verständnislos an mit seinen guten, unbefangenen Augen.

Schließlich brachte sie selbst die Rede auf die Millionenerbin. Sie fragte direkt, ob er in den Zeitungen nichts davon gelesen habe, daß eine Warenhausangestellte unvermutet zu einer Riesenerbschaft gekommen sei.

Ja, das habe er gelesen, erklärte Roemer. Aber dieses sei ihm nicht so interessant wie die Züchtungsversuche, die sein Professor an einer Tulpenzwiebel mache.

Nun, sagte Käthe, es wäre doch klug von ihm, sich eine reiche Braut zu sichern. Ihre Freundin, die Mimi nämlich, wäre diese Millionenerbin. Er hätte von ihnen beiden die Verkehrte gewählt und solle sich schleunigst um Mimi bemühen, die schon an jeder Hand zehn Anbeter und Verehrer hätte.

Für Mimi habe er nichts übrig. Sein Herz gehöre ihr allein, antwortete Roemer. Sie wollte es nicht glauben; aber auf dem Nachhauseweg nahm er sie fest in die Arme und küßte sie so herzhaft, daß sie an seine Liebe glauben mußte. —

Der Verehrerschwarm um Käthe Kühle ebbte sehr ab, als bekannt wurde, daß sie gar keine Millionenerbin sei. Käthe verschleierte nichts, sondern gab diese Tatsache bekannt, wo sie nur konnte. Da begann für sie wieder ein menschenwürdiges Dasein. Ihre Tür wurde nicht mehr umlagert. Die Briefe häuften sich auf ihrem Tische nicht mehr zu Hügeln. Viele Leute, die ihr nachgelaufen, blickten auf der Straße an ihr vorbei und taten, als ob sie Käthe nie gekannt hätten. Die Gesichter um sie her verstellten sich nicht mehr, sondern blieben wie sie waren: gleichgültig, oft auch hämisch und schadenfroh.

Nur Roemer war und blieb der gleiche. Sein reines Herz hatte sich nicht verändert, als er erfuhr, daß seine Braut die enttäuschte Anwärterin auf eine Million sei. Er hatte nur das Mädchen lieb gehabt, und es blieb ihm gleichgültig, ob Geld an ihr hing oder nicht.

Aber am Hochzeitstage brachte Käthe doch ihrem Gatten eine stattliche Summe mit. Zwar keine Million. Soviel hatte die argentinische Erbschaft nicht ausgemacht, da die Ländereien des Verstorbenen zu einem sehr gesunkenen Preise verkauft werden mußten. Immerhin erhielten die deutschen Erben noch eine ansehnliche Summe, die sie für die Zukunft aller kleinlichen Lebensfragen enthob. Roemer pfiff vergnügt, als er das Bankguthaben sah.

„Siehst du“, lachte Käthe, „du hast mir gegenüber immer den Geldverächter gespielt. Nun freust du dich doch, ein Vermögen zu haben.“

„O Liebe“, sagte Roemer, „behalte es und tue damit nach deinem Gutdünken. Ich pfiff nur, weil ich sicher bin, du wirst mir noch davon ein nobles Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk machen, und ich freute mich, als ich berechnete, eine wie große Anzahl in- und ausländischer Pflanzen ich für diese Geldstücke kaufen könne.“

Vorbeigelungen.

Humoreske von Hans Hammer.

„Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt!“ Diesen richtigen Satz praktisch im Leben zu verwirklichen, ist die Aufgabe der Gastwirte, ein Beruf, dem auch Friedrich Rümpler angehörte. Er war jedoch zugleich auch Mitglied einer noch weit mehr verbreiteten Menschenklasse, der Unzufriedenen.

Da saß er nun draußen in Großlichterfelde bei Berlin und wartete die ganze Woche in Gemeinschaft mit seiner Frau und einer Anzahl Fliegen auf Gäste, und am Sonntag wußte er dann wieder nicht, wo er sie alle unterbringen und wie er sie bedienen sollte.

Er, wie seine bessere Hälfte hatten dieses Leben überdrüssig, er verkaufte daher Haus und Wirtschaft und ging auf die Suche nach einer solchen in Berlin. „Ein treuer, regelmäßig verkehrender Kundenstamm, das ist unsere Sache.“

Diesen Grundsatz hatten sich beide Eheleute auserkoren.

Natürlich mußte man die Sache wohl überlegen, lieber ein bißchen warten und nicht gleich hereinfallen.

Halt! Da stand in der Zeitung eine Wirtschaft, im Norden Berlins gelegen, „mit gutem Umsatz, Geschäft noch sehr erweiterungsfähig."

Na, die alte Geschichte, aber probieren konnte man's ja einmal.

Rümpler schrieb den geforderten postlagernden Brief und bekam tags darauf von Herrn Restaurateur Drinnel die Antwort, das verkäufliche „Restaurant" sei die „Traube", der „Umsatz sei sehr gut, das Geschäft noch sehr erweiterungsfähig."

Der kauflustige Mann schrieb sofort zurück, er werde sich zu mündlicher Verhandlung am Donnerstag gegen Abend einfinden, und pünktlich setzte er sich auch auf die Eisenbahn und gondelte darauf mit dem Omnibus nach dem Norden der Weltstadt.

Rümpler, der gar nicht so ungewitzt war, nahm sich vor, einstweilen sein schützendes Inkognito zu wahren und so das Geschäft recht hübsch aus der Vogelperspektive zu betrachten.

Beim Eintritt fiel ihm sofort auf, daß das Lokal, ein ziemlich großes Zimmer, ganz gefüllt war; Wirt und Kellner hatten alle die Hände voll zu tun.

Mit Mühe erhielt der neue Gast noch einen Platz, bestellte ein Glas Bier und lauschte der Unterhaltung, die sich am Tische angesponnen hatte.

Ein schwarzbärtiger Mann erzählte soeben von den Düten, die er fabrizierte, erwähnte die verschiedenen Formate, Farben und Aufdrucke und erklärte zum Schlusse sein Dütengeschäft für sehr interessant, was die Hörer mit einem stummen Kopfnicken beantworteten

In diesem Augenblick wandte sich ein Herr, der Rümpler bisher den Rücken gekehrt hatte, zufällig um. Er wie Rümpler faßten sich ins Auge, erhoben sich und schüttelten sich die Hände.

„'n Tag, Fritz, wo kommst du denn her?"

„Direkt aus Lichterfelde, hatte hier in der Nähe eine Besorgung."

„Willst du dich nicht mit zu mir setzen?"

Rümpler holte sein Bier und nahm am anderen Tische mit Platz.

Nachdem sich sein guter Freund Gericke über seine Familie erkundigt, fragte Rümpler: „Hier ist's ja mächtig voll und noch dazu so zeitig?"

„Ja, weißt du", meinte Gericke flüsternd, „die Sache ist so; der Budiker hier, der Drinnel, der will nämlich den Kram verkaufen, und heute soll, wie ich ganz unter der Hand erfahre — der „Neue" kommen. Nun haben wir alle Freibier und auch noch sauren Aal, verstehst du?"

„Sooo?" machte Rümpler erstaunt, sofort faßte er sich aber wieder: „Sehr gut; famose Idee! Übrigens kannst du mir einen Gefallen tun, nenn' mich hier nur Schneidt!"

„Warum denn?"

Rümpler flüstert Gericke einige Worte zu, worauf dieser sich vor Lachen schüttelte.

„Noch ein Glas gefällig, meine Herren?" fragte der Wirt bald darauf.

„Na, was meinst denn du, Schneidt?" äußert Gericke, und zwei frische Gläser erschienen.

Nun entspann sich am Tische ein lebhaftes Gespräch, an dem der in sein Inkognito gehüllte Rümpler vergnügt teilnahm. Das Bier schmeckte ihm wie allen andern vorzüglich, auch dem sauren Aal tat er volle Ehre an, und als er schließlich aufbrach und dabei dem Wirte in die Hände lief, schüttelte er ihm die biedere Rechte mit den Worten: „Gute Nacht, Herr Wirt; besten Dank für alles! Es ist das erste Mal, daß ich bei Ihnen verkehre, aber es hat mir sehr gut gefallen."

Und am nächsten Morgen saß Rümpler schmunzelnd an einem Brief und schrieb: „Nochmals besten Dank für freundliche Bewirtung, die ich gestern unbekannterweise bei Ihnen erhielt. Ihr Aal war sehr gut, das Bier vorzüglich; ich kann Ihnen als Kollege nur empfehlen, bei der Brauerei zu bleiben."

Das Alter der Frauen.

Sechs wahre Geschichtchen.

Es ist Geburtstagskaffee bei einer 65jährigen Dame. Da bei solchen Veranstaltungen manchmal die Rede auf jemand Abwesenden kommt, wird von einer Bekannten gesprochen. „Und sie ist doch noch so jung", heißt es bedauernd, „erst 28 Jahre!"

*

Ich trete in ein Modewarengeschäft. Ein kleines Schneiderfräulein, so zwischen 15 und 16 Jahren, ist schon anwesend und müht sich um einen passenden Besatz für einen Stoff. Sie ist voller Zweifel. Endlich fragt die Verkäuferin: „Ist es für eine jüngere oder eine ältere Dame?"

„Eine ältere", sagt ohne Besinnen der Backfisch, „sie wird wohl bald dreißig sein!"

*

Eine Siebzehnjährige wird vom zwanzigjährigen Bruder einer Freundin geneckt: „Was, siebzehn wollen Sie sein? Sie sehen aus wie neunundzwanzig!" — „Dann sind wir aber große Gegensätze", antwortet gelassen das junge Mädchen, „denn Sie schätze ich auf fünfzehn!"

*

Wir erhalten den Besuch einer 56jährigen Witwe. Sie zeigt sich untröstlich über den Verlust ihres Gatten. Als sie gegangen ist, spricht die 83jährige Großmutter, die schweigend gelauscht hat, zu ihren Angehörigen: „Das gibt sich schon! Solch' junge, hübsche Frau heiratet doch wieder!"

*

Ein junger Mann verlobt sich, nachdem er sich sehr lange und gründlich unter den Töchtern des Landes umgesehen hat, mit einer Dame, die acht Jahre älter ist als er. Großer Entrüstungssturm! Er aber lächelt: „Jugend und Jugendreiz fand ich bei den meisten; außerordentliche Klugheit und volles Verständnis für mich nur bei dieser einen!"

*

In Marseille gibt es einen Preis (Lebrun), der in Höhe von 3000 Franken demjenigen dort geborenen jungen Mädchen zufallen soll, das „seine Eltern mit der größten Hingebung und aufopferungsvollsten Kindesliebe gepflegt hat." Als dieser zum ersten Male ausgezahlt wurde, erhielt ihn ein junges Mädchen von — 52 Jahren! Natürlich gab es genug Leute, die diese beiden Begriffe für unvereinbar hielten, aber die Bevollmächtigten blieben fest und begründeten ihr Urteil so: Eatwine Darier habe ihre Eltern nicht nur vorbildlich und treu versorgt, sondern sei auch für ihren Lebensunterhalt eingestanden, und zwar in ganz besonders tatkräftiger und kluger Weise. Ihren einzigen Lohn suche und finde sie in der Genugtuung ihrer erfüllten Kindespflicht. Wer so ideal denke, so frisch und unermüdlich schaffe, sei nimmermehr als alt zu betrachten. Und Marcel Prévost, ein berühmter Schriftsteller, nennt Eatwine Darier nicht nur jung, sondern sogar eine Zierde ihres Geschlechts.

Susanne Ehrentraut.



* **Neue Verwendung des Getreidehalmes.** In Neuyork hat sich eine Gesellschaft gebildet, die eine aufsehenerregende Erfindung ausbeuten will. Es handelt sich um die Gewinnung chemischen Marks aus Getreidehalmen, die bereits ausprobiert worden ist. Das Getreidemark soll sich von dem aus Holz oder Baumwolle gewonnenen sehr vorteilhaft unterscheiden und vor allem wesentlich billiger herzustellen sein.

*

* **Um lange zu leben.** Wollt ihr 120 Jahre leben? Ein Spaßvogel sagte einmal, daß „das Alter eine Krankheit ist, die im Laufe der Jahre nicht zu heilen ist." Dagegen erklärt der Doktor Thomas Darlington von Chicago, daß das Alter eine Krankheit nicht zu sein braucht. Man müsse nur seine Vorschriften beachten: „Vor allem reinigt euch die Zähne siebenmal am Tage. Das ist sehr wesentlich. Sodann wascht euch die Hände jedesmal, wenn ihr irgendeine Arbeit verrichtet habt. Drittens, geht früh zu Bett. Viertens trinkt bei Tische nur zwei oder drei Glas Wasser. Keinen Wein! Fünftens und hauptsächlich, wer lange leben will, muß mit Freude arbeiten: die Arbeit, die ungern und widerwillig geleistet wird, reibt den Menschen auf."

*

* **Der Tränengruß.** Bei den kulturell noch sehr tiefstehenden Eingeborenen der im Golf von Bengalen liegenden Andamanen-Inseln herrschen noch mancherlei wunderliche Bräuche. Einer der eigenartigsten dieser Bräuche ist nun, wie Körbitz darlegt, der „Tränengruß", mit dem sich Verwandte, wenn sie einander begegnen, begrüßen. Diese seltsame Grußform besteht nämlich darin, daß die sich Begegnenden, sobald sie sich nahe gekommen sind, sich auf den Boden, und zwar einander in den Schoß, setzen und nun zu weinen anfangen, was manchmal sogar stundenlang fortgesetzt wird. Dann gibt man sich die Hand, bläst darauf, und der Schmerz der Begegnung ist nun wieder überstanden.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.